

Berufsbildungsforschung für die Praxis

Zu den Thesen der SGAB zur Berufsbildungsforschung

Referat von Dr. Emil Wettstein, Zürich, an der Generalversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für angewandte Berufsbildungsforschung am 6. April 2004 in Bern

Kürzlich fand in Zürich ein Kongress der erziehungswissenschaftlichen Gesellschaft von Deutschland, Österreich und der Schweiz statt. Die meisten Teilnehmer waren Deutsche, die den Vorträgen anderer Deutschen zuhörten. Ich traf aber auch einen Westschweizer, Leiter einer dieser spannenden Berufsbildungszentren im Jurabogen.

Am Abend habe ich ihn auf den Bahnhof begleitet. Er war schlechter Stimmung. *Sein* Problem sei, jedes Jahr mit guten Kursen 6 Millionen Franken Umsatz zu erzielen. Nur so sei der Weiterbestand seines Zentrums gesichert. Und dieses Geld erziele er mit Kursen für Kleinbetriebe, in denen das so genannte Human Resource Management am Küchentisch erfolge und dort entschieden würde, ob jemand in einen Weiterbildungskurs geschickt werde. Das was im Kongress erzählt worden sei, hätte mit seiner Wirklichkeit nichts zu tun.

Er frage sich, ob all die vielen Leute, die über betriebliche Bildung forschen würden, je selbst in einem Betrieb ausgebildet hätten.

Drei Zielsetzungen von Forschung im Bereich der Berufsbildung

Der Mann hatte den Eindruck, da laufe etwas schief mit der staatlichen Erziehungsforschung. Und ich teile seine Meinung – mindestens teilweise. Lassen Sie mich meine Position klären.

1. Ich bin durchaus der Meinung es brauche Forschung mit dem Ziel, das Theoriegebäude der Berufspädagogik weiterzuentwickeln.
2. Ich bin durchaus der Meinung, es brauche Forschung als Teil der Ausbildung junger Forscher. Die Praxis muss sich zur Verfügung stellen, dass diese Leute ihre Gesellen- und Meisterstücke anfertigen können. Ich hoffe lediglich, dass jemand den Leuten in der Praxis dann auch danke sagt dafür, dass sie zu diesem Zweck Fragebogen ausfüllen und sich beobachten lassen.
3. Ich bin aber auch der Meinung, dass mindestens ein Teil der erziehungswissenschaftlichen Forschung der Praxis dienen soll und dass dies zu wenig geschieht. Anders gesagt: Ich bin der Meinung, dass die Praxis zu wenig von der Forschung im erziehungswissenschaftlichen Bereich profitiert.

Kritik

Es dürfte kaum in Abrede gestellt werden, dass sehr viele Praktikerinnen und Praktiker wenig mit derjenigen Forschung anfangen können, die im Berufsbildungsbereich betrieben wird, genau wie der zitierte Mann aus dem Jura. Dies zu ändern war seinerzeit die Aufgabe, für die die SGAB gegründet wurde. Ich war dabei und bekam als erster Geschäftsführer den Auftrag, zu helfen, Theorie und

Praxis näher zusammen zu bringen. Ich bezweifle, dass wir hier sehr viel weiter gekommen sind. Folgende Gründe könnten dafür ausschlaggebend sein:

1. Manche Forscher sind der ehrlichen Überzeugung, dass es nicht ihre Aufgabe ist, der Praxis bei der Lösung ihrer Probleme zu helfen. Ich achte diese Haltung – wie eingangs gesagt: es gibt verschiedene Ziele für eine Forschung. Im folgenden möchte ich mich aber mit den anderen beschäftigen, denjenigen, die den Anspruch erheben, für die Praxis zu arbeiten.
2. Die Fragestellungen, die die Wissenschaft untersucht, werden von Wissenschaftlern bestimmt, nicht von Praktikern. Es werden Fragestellungen untersucht, die Wissenschaftler interessieren und nicht solche, die jenen Leuten auf den Nägeln brennen, die die Berufsbildung betreiben.
Verstehen Sie mich nicht falsch, die Wissenschaftler bemühen sich redlich, die Praxis einzubeziehen. Auch bei den Leading-Häusern, so wurde kürzlich betont, können und sollen Praktiker „mitwirken“. Für mich zeigt der Ausdruck „Mitwirkung“ klar, wer bestimmt was geschieht, wer das Sagen hat. Praktisch heisst dies dann, dass eine Begleitgruppe gebildet wird, die alle sechs Monate einmal zusammentritt und zuhören darf, was die Forscher geforscht haben. Sie dürfen sogar Stellung nehmen, können dies aber nicht, weil sie viel zu wenig mit dem Projekt vertraut sind.
3. Die Qualität einer Forschung wird in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften nicht von den Benutzern der Resultate dieser Forschung beurteilt, sondern von anderen Forschern. Von Forschern, die darauf angewiesen sind, dass ihre eigenen Projekte wieder von anderen Mitgliedern der Forschungsgemeinschaft beurteilt und für gut befunden werden.
In der Systemtheorie nennt man so etwas ein selbstreferenzielles System.
Ein typisches Beispiel eines solches Vorgehens ist das System der Leading-Häuser. Da arbeiten Wissenschaftler Forschungsprogramme aus. Ob sie umgesetzt werden können, beurteilen ihre Kollegen in dem sie sich dazu äussern, ob der internationale Standard der Forschung gewährleistet sei. Die Praxis hat nichts dazu zu sagen (ausser vielleicht einige Mitarbeitende des BBT).
4. Ob ein Wissenschaftler Karriere macht, hängt vor allem davon ab, ob andere Wissenschaftler seine Arbeit gut finden. Allenfalls ist noch wichtig, ob er in der Lage ist, Geld aufzutreiben für Forschungsprojekte. Über das entscheiden wieder Wissenschaftler, denn sie sitzen an den entscheidenden Schaltstellen.
Ob eine Untersuchung die Praxis ein Stück weiterbringt, wird nicht beurteilt, jedenfalls nicht von den Praktikern, die betroffen sind.

Postulate

Nun muss ich mich natürlich darüber äussern, was denn meiner Meinung nach geändert werden soll und damit komme ich direkt zu den Thesen, die heute zur Diskussion stehen.

1. Forschungsprojekte sollen klar darlegen, ob sie die Wissenschaft weiterbringen wollen, ob sie der Nachwuchsförderung dienen oder ob sie dafür gedacht sind, die Praxis weiterzuentwickeln. Der grösste Teil der Gelder sollte in Pro-

jekte der dritten Kategorie gesteckt werden. Über die Vergabe, der dafür notwendigen Finanzen sollen Praktiker entscheiden und zwar diejenigen, für die die Resultate gedacht sind.

2. Die Laufbahn von Wissenschaftlern muss nicht nur wissenschaftliche Verdienste sondern auch Praxisbewährung umfassen.

Dies ist übrigens eine Forderung, die bei den Ingenieurwissenschaften, bei der Geologie und vielen weiteren Naturwissenschaften selbstverständlich war oder sogar noch ist. Sie müssen sich darüber ausweisen, dass sie sich in der Praxis bewährt haben und nicht nur im Wissenschaftsbetrieb.

Bei Projektgesuchen ist weiter darauf zu achten, ob die Forscher die Praxis kennen, die sie beforschen wollen. Ich habe kürzlich mit einem Forscher telefoniert von dem in der NZZ fälschlicherweise behauptet wurde, er würde sich in Zukunft mit Berufsbildung beschäftigen. Er erklärte mir locker, er hätte zwar noch nie mit Berufsbildung befasst, sei aber durchaus bereit auch in diesem Bereich zu forschen, wenn hier Gelder zu haben seien.

3. Den Praktikern in Begleitgruppen, die „mitwirken“ sollen, sind Verantwortung und Kompetenzen zu übertragen. Sie müssen die nötigen Ressourcen erhalten, dass sie sich intensiv genug mit dem Forschungsprojekt befassen können, dass sie die ihnen übertragene Verantwortung auch tragen können.

Unter diesen Prämissen würden Forschungsprojekte wohl ganz anders aussehen als heute. Lassen Sie mich eine Situation schildern, die ich als typisch erachte.

In St. Croix befindet sich eine Lehrwerkstätte, in der seit Jahrzehnten Jugendliche ihre ganze Ausbildung absolvieren. Seit einigen Jahren werden sie fürs letzte Lehrjahr in einen Betrieb geschickt. Die Abteilung Innenausbau der Berner Lehrwerkstätte hat das gleiche vor. Die Verantwortlichen wussten aber nichts davon, dass in St. Croix einschlägige Erfahrungen bestehen und erfinden sozusagen das Rad neu.¹

Man könnte einen Erfahrungsaustausch einrichten. Dies genügt jedoch nicht, denn Erfahrungen sind zu einem grossen Teil orts- und situationsgebunden und deshalb nur teilweise übertragbar. Die Aufarbeitung ist notwendig und dies sollte und könnte eine Aufgabe der berufspädagogischen Forschung sein, so dass Bern bei ihrer Neuerung daraus lernen kann. Es sollte weiter Aufgabe der Wissenschaft sein, die so aufbereiteten Erfahrungen in der ganzen Schweiz bekannt zu machen. Denn mit diesem Ansatz könnte allenfalls die Ausbildung verbessert und zudem recht viel Geld gespart werden.

Ist dies nun Wissenschaft²? Nach meinen Beobachtungen geht es hier häufig um empirische Untersuchungen aus sehr hohem Niveau, meist mit dem Ziel Überprüfung von Hypothesen, im Sinne von Karl Popper. Die Beschreibung einer Wirklichkeit, auch wenn sie nach den klassischen Gütekriterien „Validität“ und

¹ Eben höre ich: Eine andere Lehrwerkstätte, die genau die gleichen Berufe ausbildet wie jene in St. Croix, ist der festen Überzeugung, ein viertes Lehrjahr im Betrieb sei bei ihren Berufen nicht zu realisieren.

² In einem Seminar zur Wissenschaftstheorie der Universität Münster wird sie definiert als „Kontrollierte Beobachtung einer ausserwissenschaftlichen Wirklichkeit mit besonderen Methoden“.

„Reliabilität“ erfolgt, wird von vielen Forschern nicht mehr zur Wissenschaft, sondern allenfalls noch zur Meinungsforschung gezählt.

4. Ich bin damit bei meinem vierten und letzten Postulat angelangt: Es geht darum sich daran zu erinnern, dass Wissenschaft verschiedenste Ansätze umfasst, auch wenn manche heute nicht so in Mode sind. Von den aktuell üblichen dürften Modellversuchsprogramme zu den fruchtbarsten gehören, obwohl ich auch hier Programme kennen gelernt habe die mehr der Nachwuchsförderung dienen, als der Gewinnung von Modellen für eine bessere Praxis.
5. In diesem Zusammenhang ist auch auf die Fachhochschulen hinzuweisen. Wird von ihnen verlangt, dass sie die selben Kriterien erfüllen wie universitäre Hochschulen kann ihr Potential nicht zum Tragen kommen. Ihreinzuzuweisen und ihre Stärken liegen anderswo. Es ist daran zu erinnern, dass sie als gleichwertig aber nicht als gleichartig konzipiert sind. Dies muss auch für die Beurteilung von Mitteln für ihre Forschung gelten.

Angebote der SGAB

In diesem Umfeld hat die SGAB ihre ursprüngliche Aufgabe neu zu interpretieren. Ihre Potentiale ermöglicht Ihnen aber weiterhin wichtige Aufgaben zu übernehmen um Theorie und Praxis näher zusammen zubringen.

Wie gesagt - sie versteht sich als Ort, wo Praktiker und Wissenschaftler ins Gespräch miteinander kommen. Sie könnte damit der Ort sein, wo ein wirklich gleichberechtigtes Gespräch zwischen Praxis und Wissenschaft stattfindet. Damit dies aber möglich wird, müssen beide Seiten den nötigen Anreiz bekommen, sich mit genügender Intensität und ausreichenden Ressourcen in ein Gespräch zu begeben. Ich sehe folgende Ansatzpunkte:

1. Die SGAB könnte diejenige Stelle sein, die die Fragen der Praxis aufarbeitet und den Praktikern hilft, diejenige Forschung, diejenige Wissenschaft zu bekommen, die sie für die Beantwortung ihrer wirklichen Probleme benötigt.
2. Die Begleitung von Forschungsprojekten ist eine Aufgabe, die Vorkenntnisse beider Seiten benötigt. Die SGAB könnte ein Pool bilden von Leuten, die die Verbindung zwischen Theorie und Praxis bilden könnten, beispielsweise als Leiter oder Leiterinnen von Begleitgruppen.
3. Es fällt nicht einfach in einem Forschungsbericht diejenigen Resultate zu finden, die für die Praxis von Bedeutung sind. Sie kennen ja alle den Spruch, „Wir haben es zwar schon lange gewusst, aber es ist schön, dass es jetzt auch wissenschaftlich bewiesen ist.“
Es könnte eine Aufgabe der Zeitschrift der SGAB sein, die notwendige Aufarbeitung vorzunehmen und Kanäle für die Verbreitung zur Verfügung zu stellen. Wahrscheinlich genügen aber Informationsanlässe (Tagungen, Publikationen) nicht, es braucht auch Entwicklungsprojekte zur Umsetzung der Resultate.
4. Würden tatsächlich Forschungsprojekte danach beurteilt, ob sie einen Beitrag zur Verbesserung der Praxis geleistet haben, müssten wohl neue Instrumente zur Evaluation von Forschungsprojekten entwickelt werden. Die SGAB als

Treffpunkt von Theorie und Praxis könnte mithelfen, Methoden zu entwickeln, die von beiden Seiten akzeptiert würden.

Kommen wir nochmals zurück zum Mann aus dem Jura, der vergeblich nach Zürich an den grossen Kongress der Erziehungswissenschaftler gekommen ist. Seine Schule lebt von höchst entwickelter Technik und vermittelt sie weiter. Diese wiederum basiert auf Naturwissenschaften, Mathematik und Informatik. Diese Wissenschaften haben es geschafft, auch zu einem Instrument für den Kleinbetrieb zu werden, an dem die unternehmerischen Entscheide am Küchentisch erfolgen und von denen die Schweiz lebt.

Meine Vision wäre es, dass auch die Erziehungswissenschaften einmal soweit kommen, dass sie an diesen Küchentischen ebenso akzeptiert sind, wie Naturwissenschaften und Informatik. Es würde mich freuen, wenn die SGAB einen Beitrag dazu leisten könnte.

5. April 2004
Emil Wettstein

Wt4402